Griff nach dem Herzen

homas
hompson

Copyright by
Hoffmann und Campe, Hamburg
vertreten durch
Presseagentur Ruth Binde, Zürich

lontini, ein Mann von etwa Anfang reissig mit einem dichten Schopf ınkler lockiger Haare, war noch nicht ınz bei Bewusstsein. Hin und wieder ɔb er mit grosser Mühe die rechte and und sah mit staunenden Augen ıf seine Fingernägel. Sie waren so nge bläulich gewesen; er konnte es ɔch gar nicht fassen, dass sie auf einal rosa waren. «Seit der Operation erden sie wieder durchblutet», erklär- der Assistenzarzt Dr. Reed, der gede in ununterbrochener Tag- und achtschicht seinen Dreissig-Tageienst auf der Intensivstation leistete, r zu einem Vierteljahr unter DeBa-y gehörte.

zwischen ging es von Mund zu und, vom Fondren-Brown durch das zugehörende Methodist bis zu dem ıe Meile weiter gelegenen Annex, ss DeBakey seine Runde machte. rankenschwestern hasteten die Flure tlang, schlossen die Türen zu den mmern, in denen die Patienten la-n, die nicht bei DeBakey in Behandıg waren, damit nur ja keiner auf n Flur hinausging und ihn womögh mit der Bitte um ein Autogramm fhielt. In dem Annex tönte aus dem utsprecher die Aufforderung: «Alle tienten von Dr. DeBakey wollen h bitte schnell und ruhig auf ihre mmer begeben — und zwar unverglich.»

s er aus der Intensivstation heraus-m, verschwand DeBakey auf einen Sprung in einem in der Nähe gelegenen Zimmer, um ein paar Worte mit seiner Frau zu wechseln, einer hübschen, sanften Frau aus den Südstaaten, die mit nicht allzu ernsten Beschwerden seit heute im Hospital lag. «Vielleicht sucht sie nur eine Gelegenheit, ihren Mann mal zu sehen», meinte leise eine Krankenschwester, die wohl auf die üblichen achtzehn Stunden täglich anspielte, die DeBakey alltags und sonntags in seiner Klinik verbringt. Es soll passiert sein, dass Mrs. DeBakey, wenn sie irgendwo zum Tee eingeladen war, die Frauen der jungen Aerzte in eine stille Ecke zog und ihnen so ungefähr sagte: «Noch ist es Zeit, lassen Sie es nicht so weit kommen, bis Ihr Mann nur noch in seiner Arbeit aufgeht und Sie ihn nie mehr sehen.» Die DeBakeys haben vier Söhne, denen ihr Vater keineswegs einen angemessenen Teil seiner Zeit widmet. Keiner der vier hat den Beruf eines Arztes ergriffen. Die Visite zog sich in die Länge. DeBakey schob, was für alle überraschend kam, einen Besuch bei Howard Stapler ein, den er uns als «einen tapferen Soldaten, einen sehr tapferen Soldaten» vorstellte.

«Wieso ist er das, Dr. DeBakey?» fragte ich.

«Dieser tapfere Soldat wartet auf eine Herztransplantation.»

Stapler nickte und streckte DeBakey die Hand hin. Er sah weit älter aus als er war, wie ein Mann von fünfundsechzig, dabei war er noch keine fünfzig. Er hatte ein schlaffes, runzeliges Gesicht, wie schmelzendes Wachs, und sein steingraues Haar war ihm bis auf ein paar fransige, schüttere Büschel ausgefallen — wohl eine Reaktion auf die vielen Medikamente, die er hatte einnehmen müssen. Er stammte aus einer kleinen Stadt in Indiana und hatte wegen seines immer schlimmer werdenden Herzschadens in einem ewigen Ein und Aus fast ein Jahrzehnt im Krankenhaus verbracht. Er hatte mittlerweile so viel Fachliteratur über seinen Fall studiert, dass er sich genau auskannte in der Herzterminologie, so wie es etwa einem Sträfling ergeht, der sich in der Haft zu einem wahren Rechtsanwalt entwickelt und immer wieder seine Habeas-corpus-Gesuche an das Gericht richtet.

Stapler suchte schon die ganze Zeit nach einem Zettel, auf dem er sich etwas, was er jüngst über eine neue Operation gelesen hatte, notiert hatte. Doch ehe er ihn fand, war DeBakey schon wieder aus dem Zimmer und eilte im Sturmschritt über den Flur des zweiten Stocks, der vom Fondren-Brown zum Methodist führte.

«Wann wird die Herztransplantation denn ausgeführt?» fragte ich neugierig. «Ich weiss es nicht», antwortete DeBakey. «Vorbereitet ist Stapler mindestens so gut wie all die anderen Fälle, die wir gehabt haben, nur Herzspender gibt es nicht mehr so reichlich.»

An sich gab es in Houston keinen Mangel an Mord und Totschlag. Jeden Morgen fast las man in der Zeitung von einem neuen Mord in der Stadt (Mörderstadt, USA, wie Houston in der Lokalpresse salopp genannt wird), in der eine Waffe so leicht zu kaufen ist wie eine Taschenlampe. Gerade diese Woche hatte der Besitzer eines Drive-in-Lebensmittelladens einen Banditen erschlagen, der versucht hatte, ihn auszurauben. Ein paar Nächte später tauchte in demselben Geschäft ein anderer Bandit auf und brachte den Besitzer um.

«Ja», meinte DeBakey, «aber das Herz müsste von einem eben erst Umgebrachten stammen, sonst können wir es nicht verwenden.»

Der sechste Stock im Methodist ist sozusagen DeBakeys Privatstation. Die meisten Patienten, die das Krankenhaus aufsuchen, kommen zuerst zur Voruntersuchung in den Annex des Methodist. Zur Operation dann werden sie ins Fondren-Brown verlegt und bleiben danach noch eine Zeitlang dort auf der Intensivstation. Schliesslich bringt man sie in den sechsten Stock vom Methodist zur Zwischenbehandlung, wo sie auch bis zur endgültigen Genesung und Entlassung bleiben. Hier, im sechsten Stock, konnte man das Ausmass von DeBakeys Praxis am besten erkennen. Auf jeder Tür, von Zimmer zu Zimmer standen die Initialen M. E. D., und in den meisten von ihnen wurden Schmerzen erlitten, die nur durch Bewunderung und Zuversicht erträglicher wurden.

Man nehme nur diesen, Templeton hiess er, der so arg mitgenommen aussah. Er war aus einer Kleinstadt irgendwo im Staat New York hierhergekommen, und DeBakey hatte ihm das Bein vor einer Amputation gerettet. Er hatte ein Stück einer Arterie, das durch Arteriosklerose blockiert war, herausgenommen und es durch ein Kunststoff-Ersatzstück ersetzt und damit den Blutkreislauf wiederhergestellt. Das Bein mit der abgestorbenen, ablätternden Haut und den dunklen Oedemflecken sah zwar noch grauenhaft aus, und die Zehennägel glichen eher den Krallen eines Dschungeltiers, aber er würde darauf laufen können, und der Arzt in New York hatte es ihm abschneiden wollen. «Wenn ich Ihnen die Welt auf einem silbernen Tablett überreichen könnte, Dr. DeBakey, ich tät's», sagte Templeton, und seine Augen schimmerten von Tränen.

Für Diane Perlman unten am Ende der Station hingegen klang der Befund nicht so hoffnungsvoll. In ihrem linken Bein waren mehrere kleine Blutgefässe schon weitgehend blockiert, was ein Erneuern der Adern erschwerte. DeBakey hatte schon vorher einmal versucht, mit einer künstlichen Umleitung den Blutkreislauf durch das betroffene Bein wieder zu regulieren, aber bald darauf war es wieder zu denselben Verschlusserscheinungen gekomemn. Mrs. Perlman, die früher einmal eine dieser hübschen, ranken und schlanken lebhaften New Yorkerinnen gewesen war, ein begehrtes Mannequin im Reich der Mode, bis sie einen Reeder heiratete und zwei Kinder bekam, war heute, Mitte Dreissig, ein blasses, verängstigtes Geschöpf, dem die roten Streifen, die an dem kranken Bein auf und ab liefen, grosse Schmerzen bereiteten.

Einer der Schrecken dieses Leidens, das Abertausende von Amerikanern befällt und an dem immer noch jährlich eine Million stirbt, ist, dass es, abgesehen vom Herzinfarkt, den es auslösen kann, heimtückisch irgendwo im Körper ein Blutgefäss blockiert und ein Arm oder ein Bein sich schwarzrot verfärbt, durch Brand abstirbt und amputiert werden muss.

DeBakey hob kurz die Hand, worauf sich sein Gefolge sofort aus Mrs. Perlmans Zimmer verzog. Als er die Tür hinter sich schloss und sich neben ihr Bett setzte, fing Mrs. Perlman bitterlich an zu weinen. DeBakey war mit seinem Latein am Ende; was ihm blieb, war die Amputation. Im Lauf dieser Nacht würde er noch zweimal zu ihr gehen, würde ihr gütlich zureden, wie gut und perfekt die Prothesen seien, die man heute mache, bis sie schliesslich «Ja» zu der Amputation sagte, er würde sie sogar soweit bringen, dass sie hinzufügte: «Gott sei Dank, dass es Hosenanzüge gibt.» Ihr Mann, ein müder Mensch in einem changierenden Seidenanzug und mit dunkler Brille, sagte zu einer Krankenschwester: «Nach Gott selber kommt gleich DeBakey; Diane ist völlig hypnotisiert von diesem Menschen.»

Jerry Johnson, an der Spitze der Prozession, bog um eine Ecke, blieb einen Augenblick vor einer Tür stehen und machte sie dann entschlossen auf: «Dies ist Mrs. Soundso», murmelte er, sich des Namens nicht ganz sicher. DeBakey trat ein und begrüsste, den Namen auf der Zunge, eine Frau, die ihn ganz verwirrt anstarrte. Sie war nicht Mrs. Soundso, sondern Mrs. Dieunddie, und nicht einmal eine Patientin von ihm. Schnaubend vor Wut machte DeBakey kehrt und fuhr, kaum draussen, Jerry Johnson laut mit vernichtender Stimme, dass die ganze Station es hören musste, an: «Ich denke, Sie sollen mich führen, Doktor. Es sieht aus, als ob ich Sie führen muss! Nun lassen Sie uns mal sehen, ob Sie diese simple Angelegenheit richtig zu Ende bringen können!»

Sylvia Farrell fiel ihm beschwichtigend ins Wort und sagte sanft: «Dr. Johnson ist heute zum erstenmal an der Reihe.» Hinterher würde sie den neuen Oberarzt beiseite nehmen und ihm raten, er solle einfach jeden Nachmittag einen Proberundgang machen, bis er seiner Sache sicher sei.

Walliser Künstler stellen in den Badener Banken ihre Werke aus.

Badener Tagblatt, Montag 27. Mai 1974